

# Die Neue Welt

Nr. 6

Illustrirte Unterhaltungsbeilage.

1898

## Heimath.

Von John Henry Mackay.

Ihr klammert Euch in kleinlichen Gedanken  
An jenes Land, wo Zufall Euch gebar,  
Und fühlt Euch wohl in seinen engen Schranken.  
Ob menschlich jemals solche Liebe war?

Heil Euch! — so mögt Ihr dort Euch auch begraben,  
Genügsam und zufrieden, klein und flug!  
Doch Jene, welche Blut im Herzen haben,  
Sie fühlen solche Grenzen nur als Fluch!

Sie lieben auch die Heimath, doch sie breiten  
Nach außen kräftig ihre Arme aus,  
Und wenn sie heimwärts dann die Schritte leiten,  
Wird ihnen zum Gefängniß nicht ihr Haus!

## Der Büttnerbauer.

Roman von Wilhelm von Polenz.

(Fortsetzung.)

Der Bauer ließ die Hand von der Stirn sinken; jetzt brauchte er sie vor den Sonnenstrahlen nicht mehr zu schützen. Er wischte mit dem Ärmel über die Augen hin und schneuzte sich.

Toni kam aus dem Hause und meldete dem Vater, das Essen stehe auf dem Tische. Vom Felde her zog Karl mit den Pferden herein. Der alte Bauer meinte, sie sollten mit dem Essen immer anfangen ohne ihn, er habe noch mit dem fremden Herrn zu sprechen.

Hauptmann Schrott erschien nach einiger Zeit, er blickte mißmuthig drein. „Es war nichts damit!“ rief er dem Alten schon vom Hofthore entgegen. „Sie haben Recht behalten, Büttner. Ihr Schwager Kaschel — nun, ich will nichts weiter sagen. Ich bedaure Sie, Mann! — Aus dem Dismembrationsplane kann nun nichts werden. Da bleibt nur noch eins übrig: mein Graf kauft Ihnen das ganze Gut ab, zahlt die Gläubiger aus, behält sich den Wald und läßt Sie als Pächter Zeit Lebens auf Hof und Feldern sitzen. Einen anderen Weg sehe ich nicht!“

Da verfärbte sich das Gesicht des Alten. Er richtete sich zu seiner ganzen Höhe auf, und seinen knochigen Arm ausstreckend rief er zornig:

„Sahn Se den Misthaufen durte? Lieber durt druffe verrecken, aber 's Gutt gab' ich nich har!“

VI.

Frau Katschner und ihre Tochter, Pauline, hatten Scheuerfest. Frau Katschner hielt auf Sauberkeit und Ordnung in ihrem kleinen Hause. Sie war viele Jahre lang als Küchenmagd auf dem Rittergute gewesen. Von daher stammten ihre Manieren oder, wie man in Halbenau sagte, die „Benehmiche“, durch die sie sich von den anderen Dorfleuten glänzend ab-

hob. Eine Photographie der Gräfin, ihrer ehemaligen Herrin, hing an der Wand, an besonders sichtbarer Stelle.

Ihre feinere Lebensart hinderte die Wittve jedoch nicht, gewöhnliche Arbeit zu verrichten, wie jede andere brave Halbenauerin. Es war Sonnabend, der Tag, an welchem in einem ordentlichen Haushalte gereinigt wird. Frau Katschner hatte gleich ihrer Tochter die Röcke hoch aufgebunden, sie schweifte mit einem Haber die Diele. Pauline handhabte, am Boden knieend, die Scheuerbürste. In der Mitte des Zimmers stand ein Holzfaß, dessen Inhalt bereits eine graubraune Färbung angenommen hatte. Pauline wollte eben eine neue Fahrt warmes Wasser aus der Pfanne herbeiholen, als ihr Blick, der sich zufällig durchs Fenster in den Garten gewandt hatte, dort durch etwas Ungewöhnliches gefesselt wurde.

„Mutter! Ne, sahn Se ad! Zu uns kimmt a Gescherre nuf, gerade ibern Garten. Ja, Himmel, ich glege, das sein de Kontessen, Mutter!“

Frau Katschner sprang ans Fenster. „De Kontessen, Herr Jedelt! — Nu feber aber, Mabel!“ Sie ließ sofort ihre Röcke herab, fuhr in die Holzpantoffeln, trieb das Wasser, das in einer großen Pfütze auf der Diele stand, mit einem Vorstreich in die Ecke und schaffte das Waschfaß hinter den Ofen. Das alles war das Werk von kaum einer Minute.

Schon klopfte es ans Fenster. Draußen hielt ein niedriger Korbwagen, darin zwei junge Damen. Die eine hatte soeben mit dem Peitschenstiel gegen die Fensterscheibe gepocht. „Ist wer zu Hause hier?“ hörte man eine helle Stimme rufen.

„Ich wer' naus gihn, Pauline!“ sagte die Wittve. „Mach Du Dich derweisen a Bissel zu rechte, hierst De! Zieh Der Strimpe an, und a frisches Halstichel, verstiechst De! Ich wer se schun su lange hinhalten — gieh, feber ad!“

Pauline, die sich merkwürdig befangen und ungeschlüssig gezeigt hatte, von dem Augenblicke an, wo die Kontessen in Sicht gekommen, folgte dem Wink der Mutter und verschwand in ihrer Kammer. Frau Katschner schob das Schiebefenster zurück, das nach dem Garten hinaus führte. Sie brach in freudige Rufe des Staunens aus: „Ne aber! Ne so was! De gnädigen Kontessen selber! Ich werde sogleich herauskommen.“

Die Damen waren aus dem Wägelchen gestiegen. Eine von ihnen hatte die Bügel geführt, jetzt warf sie die Leine dem Groom zu, der hinter ihnen auf der Preitsche gefessen hatte.

Die Kontessen waren gleich gekleidet, in hellen Stoff, und trugen breite Strohhüte mit bunten Bändern. Wanda, die jüngere und größere von beiden, war brünett, mit raffigem Gesicht, in dem adeliges Selbstbewußtsein ausgesprochen lag. Ida, die ältere, ein Mädchen von schwächerer Gestalt, mit durchsichtiger Hautfarbe und hellem Haar, zeigte weichere Züge. Ihre stillen großen Augen und der feine Mund klangen zu eigenartig melancholischer Wirkung zusammen.

Frau Katschner erschien in der Thür und machte ihren schönsten Knix, wie sie ihn sich ehemals auf dem Schlosse abgesehen hatte.

„Wir wollten Sie mal besuchen, Bertha!“ rief Kontesse Wanda, welche eben darüber war, mit Hilfe des Grooms den Pony auszufrängen. „Ist übrigens ein ekelig schlechter Weg hier herauf. Bei einem Haare hätten wir umgeschmissen. — Kann der Pony hier grasen, Bertha?“

Frau Katschner betheuerte unter fortgesetztem Knixen, daß hier Alles den gnädigen Kontessen gehöre, und daß es ihr eine Ehre sei, wenn der Pony in ihrem Garten Futter annehme. Nun trat sie an die jungen Damen heran und versuchte, ihnen die Hand zu küssen, was Jene aber zu verhindern wußten.

„Ist Pauline zu Haus?“ fragte die ältere Kontesse.

„Jawohl, Kontesse Ida! Wenn die Damen so gnädig sein wollen und eintreten . . . es sieht freilich ein wenig unmordentlich aus bei uns.“

„Kennen wir schon, Bertha! Faule Ausreden!“ rief die Jüngere. „Sie behaupten immer, daß es unmordentlich aussieht bei Ihnen; dabei ist es das reine Schmutzkästchen. Ich wünschte bloß, bei uns wäre es immer so ordentlich — was Ida?“

„Ach, Du großer Gott, Kontesse Wanda! Die gnädigen Damen müssen nur verzeihen, wenn man eben arm ist! — Ordnung und Keilichkeit, das kostet kein Geld, sage ich immer. Auf dem Schlosse, bei der gnädigen Herrschaft, da hatte ichs freilich besser, als jetzt. Das war ein ander Ding — dazumal!“

„Ja, sehen Sie, Bertha! Das kommt Alles nur vom Heirathen!“ meinte Wanda, die unter ihresgleichen berüchtigt war für ihre kräftigen Bemerkungen, und die sich etwas zu Gute that darauf, daß sie Alles heraus sagte, was ihr gerade in den Sinn kam.

„Ja, ja! die gnädige Kontesse können schon Recht haben, mit dem Heirathen ist es manchmal nicht immer was Gescheits. Obgleich ich mich nicht beklagen kann. Mein Mann ist eben todt, Gott hab ihn selig! Aber man hat viel Sorge davon und Aerger noch obendrein. Ne, ne! Wer gescheit ist, gnädige Kontesse, da haben Sie sehr Recht, der heirath' sich keinen Mann!“

Unter solchen Reden war man ins Haus getreten. Hier sprangen ein paar Kaninchen hinter einen Bretterverschlag. Wanda wollte eines der Thiere erhaschen, aber das Thierchen war flinker als sie. Frau Katschner, die Paulinens wegen jetzt noch nicht das Zimmer betreten wollte, fand hierin eine günstige Gelegenheit, die jungen Damen noch länger im Hausflur zu halten.

Sie öffnete das Ställchen. In einer dunklen Ecke unter einer Heubucht erblickte man eine ganze Kaninchenheide. Wanda rief: „Pui Deibel, wie stinkt 's hier!“ lief aber nichtsdestoweniger in den Verschlag hinein und zog einzelne Thiere an den Löffeln heraus. Frau Katschner mußte ihr sagen, welches Männchen und welches Weibchen seien.

Als das Interesse hierfür erschöpft schien, hielt es Frau Katschner für angezeigt, die Damen in das Wohnzimmer zu führen. Pauline kam jetzt zum Vorschein aus ihrer Kammer, mit gesenkten Augen, über und über erröthend. Ihre Befangenheit war womöglich noch größer, als zuvor.

Pauline war in früheren Zeiten ein gelegentlicher Gast auf dem Schlosse gewesen, als Spielgefährte für Kontesse Ida, mit der sie ungefähr in gleichem Alter stand. Damals war man vertraut gewesen miteinander, nach Weise von Kindern, bei denen sich der Standesunterschied nicht so stark bemerkbar macht. Frau Katschner hatte der Tochter zwar immer die größte Devotion gegen die herrschaftlichen Kinder eingeschärft, aber beim Spiele war die künstliche Schranke der Etikette oft genug überschritten worden. Inzwischen hatten die beiden Kontessen eine Pension für freibehaltende junge Mädchen besucht, aus der sie vor einem Jahre als fertige junge Damen entlassen worden waren. Sie hatten ihren ersten Winter in der Berliner Gesellschaft hinter sich. Seit Jahren hatten sich also die ehemaligen Spielgefährten nicht mehr gesehen.

Auch Ida erröthete bis unter das blonde Haar, als sie Pauline jetzt die Hand reichte. Einen Augenblick hatte sie erwogen, ob sie das Mädchen umarmen solle. Aber dann fürchtete sie, es könne gemacht aussehen und wie Herablassung wirken, und so ließ sie es lieber bei einem Händedruck bewenden.

Wanda hingegen stellte sich vor Pauline hin und musterte sie von oben bis unten. „Diese Pauline!“ rief sie. „Was das für ein Weib geworden ist. Wie eine Frau sieht sie aus, wie die reine Frau! Garnichts vom Mädchel mehr!“

Paulinens Hals, Wangen und Stirn färbten sich purpurn. Die Kontesse ahnte nicht, welchen Sinn jene ihrer Bemerkung unterlegen mußte.

Frau Katschners Vermittlertalent half über diesen

kritischen Moment hinweg. Sie sprach und fragte, machte auf Dieses und Jenes aufmerksam, forderte die Damen zum Sigen auf. Sie erzählte aus jetziger und früherer Zeit, wußte ihre devote Gesinnung gegen die Herrschaft in das rechte Licht zu rücken. Mit ihrer Bewunderung für die Erscheinung der Kontessen hielt sie nicht zurück. Sie war eine Meisterin in der Dienstbotenschmeichelei. Durch gelegentlich eingeworfene Fragen verstand sie es übrigens auch, die jungen Damen zur Aussprache zu bringen, so daß sie bald allerhand für sie Wissenswerthes in Erfahrung gebracht hatte.

Pauline saß stumm dabei und rührte sich kaum. Auf dem Mädchen schien irgend etwas zu lasten.

„Famos ist es hier!“ rief eben Wanda. „Ueberhaupt, die sogenannten armen Leute haben es doch garnicht schlecht!“ Da erhob sich in der Kammer neben ein jämmerliches Quieten. Pauline wurde sehr unruhig und selbst Frau Katschner warf einen besorgten Blick nach jener Thür.

„Was haben Sie denn da drinne? Junge Katzen?“ fragte Wanda. Sie schien große Lust zu verspüren, dem Grunde des Lärmes sofort nachzuforschen.

„Ach, das ist ja das Kind!“ rief Frau Katschner. „Gnädige Kontessen müssen entschuldigen!“

„Was! Habt Ihr hier kleine Kinder?“

Pauline sah wie mit Blut übergossen, die Augen in den Schooß gerichtet.

„Wir wissen eigentlich selbst nicht recht, wie wir zu dem Kinde kommen,“ sagte Frau Katschner. „Da habe ich eine Schwester, von der ich der Mann gestorben, und da ist eine Tochter, die hat geheirathet, und sehen Sie, der ist der Mann davongelaufen. So ein Dumpl nicht wahr? Na, ich hab's ja vorher gesagt! Aber, wer nicht hören wollte . . . Also, von der ist das Kind. — Das arme Ding haben wir derweilen bei uns aufgenommen, weil die sich einen Dienst sucht. Das ist der ihr Kind, ja!“

Pauline sah ihre Mutter erschrocken an, ob der Lüge. Das Mädchen war auf einmal ganz bleich geworden. Gut, daß Wanda das Gespräch sofort an sich riß und über durchgebrannte Männer und kleine Kinder mit Keimermiene zu sprechen begann. Pauline schlich derweilen aus dem Zimmer. Gleich darauf hörte man sie in der Kammer das schreiende Kind beruhigen.

„Na, und sehen Sie!“ fuhr die Wittve voll Eifer fort, „was meine Pauline ist, die hat Sie das Kind doch nu so lieb gewonnen, als wäre 's ihr eigenes. Wie eine zweite Mutter, mechte man sprechen, ist das Mädchel zu dem Kinde.“

„Darf man das Kleine einmal sehen?“ fragte Ida. Frau Katschner lief ins Nebenzimmer und sprach dort halblaut ein paar Worte mit ihrer Tochter. Bald darauf kamen beide Frauen ins Zimmer zurück. Pauline trug den Jungen auf dem Arme.

Das Kind saß da, einen Finger im Munde, nur mit dem Hemdchen bekleidet, das Aermchen um den Nacken der Mutter gelegt, und blickte die fremden Gesichter fragend und neugierig an. Es war ein bieder gesunder Junge, mit schönen Farben und kernigem Fleisch. Wer Gustav Büttner kannte, mußte dessen Augen wiedererkennen; im Uebrigen sah das Kind Paulinen unverkennbar ähnlich.

Die Kontessen verhielten sich sehr verschiedenartig dem Kleinen gegenüber. Wanda war äußerst wortreich, lobte und kritisierte und gab ihrem Mißfallen Ausdruck, daß der Junge keine geraden Beine habe. Das sei ein sicheres Zeichen für „Englische Krankheit“, erklärte sie kategorisch. Frau Katschner hatte zwar noch nie in ihrem Leben von diesem Leiden gehört, der Kontesse zu Gefallen aber that sie, als halte sie das für sehr wahrscheinlich und erkundigte sich, was man dagegen anwenden müsse. Wanda war offenbar nicht ganz vorbereitet auf diese Frage, nach einigem Ueberlegen entschied sie: „Moorbäder sind das Beste!“

Ida betrachtete inzwischen das Kind aufmerksam mit nachdenklichen Augen. Sie lächelte es an, ergriff eines seiner Händchen und versuchte auf diese Weise, Freundschaft mit dem Kleinen zu schließen. Während sich Wanda und Frau Katschner weiter über die Englische Krankheit unterhielten, erkundigte

sie sich nach dem Leben und Treiben des Kindes. Pauline that dabei ganz auf. Jetzt, wo sie von dem Wichtigsten sprechen konnte, was es für sie auf der Welt gab, fand sie ihre gewöhnliche Lebhaftigkeit und Offenheit wieder. Das Eis war gebrochen. Nicht mehr die Kontesse stand vor ihr, sondern eine Frau wie sie, der sie ihr Herz rückhaltlos ausschütten durfte. Bald wußte Ida Alles über das Kind, seine Angewohnheiten und Liebhabereien. Der kleine Gustav wurde aufgefordert, die paar Worte, welche er angeblich sprechen konnte, aufzusagen; wohl aus Mangelhaftigkeit vor den Fremden versagte er jedoch völlig mit seinen Sprechklünsten.

Nach einiger Zeit wurde Wanda ungeduldig, sie zog die Schwester an der Hand; man müsse nun fort. Sie hätten ja noch ein paar „andere Armenbesuche“ im Dorfe zu machen.

Ida hat Pauline beim Abschiednehmen, sie bald einmal auf dem Schlosse zu besuchen. Dem Kleinen küßte sie die Händchen mit einem innigen Ausdruck in ihren stillen Zügen, wie er kinderliebenden Frauen eigen ist.

Der Pony hatte sich inzwischen das Gras des Katschnerschen Gartens schmecken lassen. Wanda legte selbst mit Hand an beim Anschirren. Die Kontessen nahmen im Wägelchen Platz. Wanda ergriff Peitsche und Zügel, der Groom saß hinten auf, und fort ging's den schmalen Weg zur Dorfstraße hinab.

Pauline brachte das Kind in die Kammer zurück, dann schürzte sie ihr Kleid wieder auf und machte sich schweigend ans Scheuern. Frau Katschner nahm die Arbeit nicht wieder auf, sie beschäftigte sich vielmehr mit dem Zurechtmachen der Vesper. Von Zeit zu Zeit warf sie einen Blick nach der Tochter, forschend, ob die nicht endlich was sagen würde. Pauline bürstete und rieb, als ob ihre Seligkeit davon abhinge, daß die Diele rein würde.

Es schwebte etwas Ungelöstes, Schwüles, ein Borwurf, zwischen Mutter und Tochter.

„Willst Du ne waspern, Pauline?“ fragte die Mutter endlich. „Ich ha' der dochie was zurechte gemacht.“

„Laßt ad, Mutter! Ich ho' keenen Hunger ne!“ sagte das Mädchen und vermied es noch immer, die Mutter anzusehen.

Frau Katschner, die am Tische saß, hatte sich ihr Brot mit Quark gestrichen, von Zeit zu Zeit führte sie mit dem Messer ein Stück nach dem Munde. Pauline war inzwischen aufgestanden, sie stand jetzt am Ofen, den Zuber vor sich auf der Ofenbank.

„Was meinst Du wohl, Pauline,“ begann Frau Katschner von Neuem das Gespräch: „wenn mer's, und mir hätten's den Kontessen bezahlt von Deinen Kleinen, daß der von Dir is, was meinst Du wohl, was die fir a Gesicht bezut gemacht haben mechten — haa?“

„Ich weech nich, Mutter!“ sagte Pauline nur. Sie wandte der Mutter den Rücken zu und rang mit Aufbietung aller Kraft den Hader aus.

„Mit suwas darf man der Art garne kumma. Das vertragen se ne. Do is glei alle. Das kenn' ich. Die Gräfin, su ne hübsche Frau, wie das war, aber wenn a Mabel, und se that sich vergassen . . . ne! Da flog se glei naus. Do gab's nisch uf'n Schlosse. Suwas darf man Deinen garnich merken lassen.“

„De Kontesse Ida is immer su gutt gewast — gegen mich . . .“ meinte Pauline mit stockender Stimme. Das Weinen war ihr nahe. „Nu hon Sie er suwas vurgeradt, Mutter! Ich ho' mich su schamen müssen. Su ane Liege! Ne, ich muß mich su führe schamen, muß ich mich! Grade der Ida, die su gutt is! — Ne, Mutter, das war ne recht vun Sie!“

Pauline ließ ihren Thränen freien Lauf. Sie hatte sich auf die Ofenbank gesetzt, die Ellbogen auf die Kniee gestützt und verbarg ihr Gesicht in den Händen.

Frau Katschner war ärgerlich geworden. Sie sei verrückt, warf sie der Tochter vor, sie hätt's den Kontessen gleich auf die Nase binden sollen, das mit dem Jungen? Das sei das richtige Mittel, um sich bei solchen Damen beliebt zu machen!

Kontesse Ida mit ihrer Zimperlichkeit sähe gerade darnach aus, als ob sie dem Jungen dann noch was schenken würde. Und wenn Pauline nächster Tage aufs Schloß gehe, dann solle sie sich nur ja in Acht nehmen mit ihren Reden, daß sie sich nicht etwa verplappere.

Pauline hörte kaum mehr auf die Vermahnungen, die ihr die Mutter mit leiser Stimme erteilte. Schließlich wurde es dem Mädchen zuviel. Sie lief in ihre Kammer, schloß hinter sich zu, nahm den Jungen aus dem Korbe und herzte und küßte ihn ab, unter Thränen.

## VII.

Vor dem Kretscham in Halbenau hielt ein Einspänner. Die Kleidung des Kutschers ließ darauf schließen, daß das Fuhrwerk aus der Stadt komme. Ein rothbärtiger Mann im grauen Ueberzieher und karrirten Hosen stieg aus und befahl auszuspannen. Dann begab sich der Fremde in den Gasthof.

In der Schenke befand sich nur Ottilie, die Tochter des Gastwirths. Harrassowig betrachtete das Mädchen mit jenem spürenden Blick, den er für alle Frauen hatte, mochten sie hübsch sein oder häßlich. „Ist der Herr Papa zu Hause?“ fragte er. „Denn Sie sind doch das Fräulein Tochter. Ich bin Samuel Harrassowig aus der Stadt, Ihr Herr Vater kennt mich.“

Ottilie zog einen schiefen Mund, was sie immer that, wenn sie verlegen war, und meinte, sie werde nach dem Vater schicken. Sie begab sich in das nebenan gelegene Schnapsgewölbe, wo ihr Bruder Richard mit Umfüllen von Likören beschäftigt war, und sagte ihm, wer da sei. „Ach, Sam!“ meinte Richard. „Wer ist denn das?“ fragte Ottilie neugierig. „Sam is Sam!“ erklärte Richard. „Geh, sag mir's doch!“ „Du'n doch selber fragen, dumme Gans!“ meinte der lebenswürdige Bruder, streckte dem Mädchen die Zunge heraus und ging, den Vater zu rufen.

Ottilie kehrte ins Gastzimmer zurück. Sie war nun doppelt neugierig geworden, wer der fremde Herr sei. Das Mädchen hatte nicht viel Besseres vor auf der Welt, als sich um Anderer Angelegenheiten zu kümmern. Sie war meist unbeschäftigt und hatte Zeit, allerhand Gedanken nachzuhängen, von denen die meisten thöricht waren.

Ottilie war groß und mager, mit unverhältnißmäßig langem Oberkörper, flacher Brust und herausstehenden Hüftknochen. Weibliche Fülle und Rundung war ihr versagt. Aber aus ihrer Art, verlegen zu lächeln, den Kopf bei Seite zu legen und vielfach dreinzublicken, sprach Gefallsucht, die, ihrem reizlosen Körper zum Troste, die Blicke auf sich zu lenken trachtete. Sie hatte wenig vom Bitternischen Blute in sich. Mit ihrer unreinen Hautfarbe, der birnenförmigen Kopfform und dem fliehenden Kinn war sie eine echte Kaschel.

Ottilie machte sich hinter dem Schenkisch zu schaffen. Vielleicht würde der Fremde sie doch noch einmal anreden.

Harrassowig that ihr auch wirklich den Gefallen. „Fräulein, wollen Sie sich nicht ein bißchen zu mir setzen; ich bin hier so alleine.“

Linkisch, mit ihrem scheuen Lächeln, kam Ottilie hinter dem Schenkische vor. „Ich bin so frei!“ Damit setzte sie sich an den Tisch.

Sam ließ seine Blicke in unverfrorener Weise auf ihrer Gestalt herumkreuzen, während sie mit scheinbar niedergeschlagenen Augen, ihn dabei von der Seite ansehend, dasaß. „Darf ich mir wohl erlauben,“ sagte er, ihr vertraulich zulächelnd: „Ihre Hand ist noch nicht vergeben?“

„Aber ich bitte sehr, mein Herr!“ rief sie, von ihm wegzuckend, mit einer Miene, der man deutlich absehen konnte, daß ihr die Frage im Grunde genommen garnicht unangenehm war.

„Das ist mir eigentlich erstaunlich“, meinte er. „Ein solches Fräulein: ledig! Die Tochter des Herrn Ernst Kaschel! Da wüßte ich manchen jungen Herrn . . .“

Zu Ottiliens großem Leidwesen trat hier der Vater ein, und die Unterhaltung wurde an der interessantesten Stelle unterbrochen.

„Guten Tag, Herr Harrassowig!“

„Guten Tag, mein lieber Herr Kaschel!“

Die beiden Männer lachten sich an, wie Zwei, die einander genau kennen, und schüttelten sich kräftig die Hände.

„Necht lange nicht mehr bei uns gewesen, Herr Harrassowig.“

Der Händler blickte dem Gastwirth in die schlauen Augen und meinte, er wolle sich hier draußen nur mal ein bißchen nach den „Ernteansichten“ umsehen. — Kaschelernst lachte über diese Bemerkung, als sei das der beste Wit, den er seit Langem gehört habe.

Der Wirth schickte Ottilie nach Gläsern, er selbst holte eine Flasche herbei. Den Getreideklimmel mußte Harrassowig mal kosten, das sei was Extrafeines. Er schenkte ein.

Man sprach über die Feldfrüchte, über Wetter und Viehseuche. Aber das waren Alles nur Klatscheleien. Die Beiden kannten und würdigten sich. Kaschelernst wußte ganz genau, daß der Händler nicht um Schnickschnacks willen nach Halbenau gekommen sei. Einstweilen gefiel es aber Beiden, sich mit solchem Versteckenspielen zu unterhalten.

Sam begann endlich ernsthaft zu sprechen, was er dadurch andeutete, daß er näher an den Gastwirth heranrückte und die Stimme senkte. Kaschelernst schickte die Tochter, die sich hinter den Schenkisch zurückgezogen hatte, hinaus; nun konnte ein „vernünftiges Wort“ unter Männern gesprochen werden.

Der Händler erkundigte sich nach den Verhältnissen der verschiedensten Personen: Bauern, Gutsbesitzer, Handwerker. Kaschelernst kramte seine Kenntnisse aus mit der Miene eines schadenfrohen Menschen. Man konnte ihm den Hochgenuß ansehen, mit dem ihn Unglück, Fehltritte und Dummheit seiner Mitmenschen erfüllten.

Wenn er von einem Bauern erzählte, der vor dem Bankrott stand, lächelte er. Er lächelte auch, als er berichtete, daß ein Anderer Feuer an seine Scheune gelegt habe. Und ausschütten wollte er sich geradezu vor Lachen, als er dem Händler hinterbringen konnte, ein Stellenbesitzer habe sich neulich aufgehängt, weil ihm die Gläubiger die Kuh aus dem Stalle weggepfändet hatten.

Kaschelernst schien alle Leute in der Runde zu kennen und über die Verhältnisse von Allen Bescheid zu wissen. Harrassowig lauschte mit größtem Interesse, ja mit einer Andacht, als verkünde Jener ein Evangelium, wenn er erklärte: der Bauer Soundso werde sich nicht länger, als höchstens noch zwei Jahre halten, oder Der und Der sei durchaus kreditfähig, da er einer sicheren Erbschaft entgegensehe.

Man hatte bereits mehrere Glas von dem Kümmel vertilgt, welcher dem Händler zu schmecken schien.

Endlich schien Harrassowig genug Weisheit eingeflogen zu haben, er erhob sich. Er habe noch einen kleinen Gang ins Dorf vor, erklärte er.

„So, so!“ meinte Kaschelernst. „Hier in Halbenau is doch jetzt nicht zu machen für Sie.“

„Ach doch! — Ich will mir mal 'n Bauerngut ansehen.“

Kaschelernst spitzte die Ohren. Aber bei Leibe wollte er sich keine Neugier anmerken lassen. „Welches denn?“ fragte er scheinbar nebenhin.

Sam that, als habe er die Frage überhört. „Es soll ein schönes Gut sein,“ meinte er. „Felder, Wiesen, Alles prima! Auch die Gebäude im Stande. Natürlich sind tüchtige Schulden darauf. Die Bauern sind ja alle verschuldet. Ich will mir's mal ansehen,“ damit wollte er gehen.

„Daß Sie sich nur nicht verlaufen in Halbenau, Harrassowig!“ sagte Kaschel, ihm folgend. „Hier giebt's viele Güter, große und kleine. Zu wem wollen Sie denn?“

„Auf das Böttnerische!“

Kaschelernst zuckte mit keiner Wimper, als er den Namen seines Schwagers hörte. Harrassowig fixirte ihn scharf. „Kennen Sie das Gut? Ich interessire mich dafür.“

Der Wirth zuckte die Achseln und nahm eine geheimnißvolle Miene an. Er dürfe nichts sagen, meinte er, der Besizer sei sein Schwager.

„Ihr Schwager, Herr Kaschel?“ rief der Händler mit gut geheuchtem Ersäunen. „Das ist mir ja hochinteressant zu hören! Ich habe dem Manne nämlich Geld verschafft. Das ist mir sehr lieb, daß Sie mit ihm verwandt sind; sehr lieb ist mir das! Nun ist mir der Bauer noch einmal so viel werth, denn Sie werden Ihren Schwager doch nicht sitzen lassen in der Patzche — was?“

Kaschelernst machte ein ganz dummes Gesicht. Es war so dumm, daß man die Pfiffigkeit, die sich dahinter verbarg, leicht merkte. Der Händler lachte hell heraus und der Wirth stimmte ein. Sie hatten einander wieder mal erkannt, die beiden Biedermänner.

„Na, ich will mir's mal ansehen, das Gut Ihres Herrn Schwagers,“ sagte Harrassowig, ließ sich den Weg beschreiben und schritt dann die Dorfstraße hinab.

(Fortsetzung folgt.)



## 1848—1898.

Achtzehnhundert und vierzig und acht, bis im Jense das Eis get. acht, Tage des Februar, Tage des März. Waren es nicht Proletarierbergen, Die voll Hoffnung zuert erwacht Achtzehnhundert und vierzig und acht? Herwegh.

Wenn ein Baum fallen soll, muß die Art an die Wurzeln gefahren sein mit scharfem Hieb; wenn ein Bau stürzen soll, muß das Fundament rissig und bröckelig geworden sein. Die Jahre der Reaktion, welche auf die napoleonischen „Freiheitskriege“ folgten, durch die des Volkes Kraft die Staaten der deutschen Fürsten gerettet hatte aus Noth und Tod, sie waren eifrig dazu benützt worden, die Wurzeln der Volkskraft, die Fundamente des Gesellschaftsbauens zu zerstören. Die Gewaltthaber ließen sich wohl gern den ungefügen Riesen Volk gefallen, wenn er für sie frohnte, ihnen die Kastanien aus dem Feuer holte! Aber unheimlich ward ihnen der funkelnde Blick seines Auges, der schwellende Muskel seines Armes, die Wucht seiner Fäuste bei dem Gedanken, der blöde Sklave könne einmal all diese Hilfsmittel in seinem ureigensten Interesse verwenden und seine Sklavenketten brechen. Sie machten es mit dem deutschen Volke, wie König Nidung der altnordischen Sage mit Wieland, dem kunstreichen Schmied, dem die Flechten an den Felsen zerschnitten wurden im Auftrage des Reid-Königs, dem er wehrliche Waffen und herrliche Geschmeide schmiedete, aber als gelähmtes Haus- und Nutzhier in Sklaverei frohnden mußte, nicht frank und frei hingehen konnte, wohin er wollte, wirken, was er wollte.

Das ist das Bild des Proletars im Sklavendienste der Macht und des Besitzes!

Aber hüte Dich, König Nidung! Die Fabel geht weiter, wie das wilde Vieh vom gewaltigen Schmied Wieland kündet!

Schreckliche Rache hat er genommen an seinem Peiniger, und mit seiner Kunst ein gewaltiges Flügelpaar sich bereitet und in die Lüfte sich geschwungen in Regionen, wo König Nidungs Macht ein Ende hat!

\* \* \*

Das alte Lied vom Undank, der der Welt Lohn ist, klingt und singt, und summt und brummt heuer in Flur und Feld, in Stadt und Land, in Wald und Gebirg. Nicht nur aber von schwarzem Undank singt das Lied, es singt auch von mörderischem Verrath, von blutiger Untreue, wie der graue Volksfang von Siegfrieds meuchlerischer Ermordung:

Er rämpf sich bitterliche, als ihm die Not gebot. Er sprach da jämmerliche: Mein mordlicher Tod Mag euch wohl gereuen hernach vielen Tagen, Glaub mir bei meiner Treue: daß ihr euch selber habt erschlagen.

Die Theilnehmer und Nutznießer von Hagens und Gunthers Hochverrath an dem Vichhelden Siegfried schieden sich freilich schlecht zu Weihenpriestern und Lobfängern bei einem Feste zum ehrenden Gedächtniß seiner herrlichen Thaten und unendlich großen Verdienste!

Wie kann das Bürgerthum von 1898, voll Beulen des Servilismus, gequält von Gewissens-

bissen über das, was es in fünfzig Jahren an den einstigen Kampfgenossen und Helfern in grüner Noth gefrevelt hat, herantreten an die Bahre des erschlagenen Siegfried, ohne daß die Wunden beim Nahen der „Nordmeier“, d. i. der mit Nordblut Besetzten, von Neuem zu bluten beginnen?

Es wiederholte sich vor Kurzem in Berlin das lustige Schauspiel, das weiland mit dem Heine-Denkmal aufgeführt wurde, dem keine Stadt Deutschlands gastliche Aufnahme gewähren wollte, so daß der Heine-Lorelei-Brunnen des deutschen Künstlers über das große Wasser zu den „Gleichheits-Flegeln“ des nordamerikanischen Freistaates verschlagen wurde.

Wie viel schlaflose Nächte und was für schweres Kopferbrechen mag den Stadtvätern von Berlin die „Frage“ eines Denkmals für die Märzgefallenen von 1848 gekostet haben! Ja, wenn es eine steinerne Allee von Hohenzollernfürsten gewesen wäre, um die es sich handelte! So aber handelte es sich um Leute, vor deren Leichen ein Hohenzoller genötigt worden, den allerdurchlauchtigsten Hut abzuziehen: das ist bei Weitem heikler und brenzlicher!

Sie möchten gern und wagens nicht,  
Das heißt dann Recht und Pflicht!  
Sie denken können, sagens nicht,  
Die Meisten denken nicht!

Das versuchte Denken! Die entsetzliche Erinnerung! Wie Lava siedend brennt sie ihnen im Hirn; das Waidsprüchlein von den „Jugendeseleien“ will nicht vorhalten, nicht lindern die Pein des Bewußtseins, einstens einmal noch nicht nationalliberaler oder obrigkeitlich approbierter „Freisinniger“ gewesen zu sein, sondern Bundesgenosse des ehrlichen, ach, aber so gar „gemeinen“, so wenig hofffähigen Proletariats mit der schwielengeschmückten Hand! Müßte man da vielleicht doch am Ende dem ††† Sozialdemokraten die Hand reichen und ihn — entsetzlich zu sagen! — an das Bruderherz drücken?

Brandes sagt mit Recht: „Das Jahr 1848 hat eine entscheidende geistige Bedeutung. Es wird in Europa anders gefühlt, gedacht und geschrieben als vorher. Dieses Jahr ist die rothe Trennungslinie, welche unser Jahrhundert literarisch theilt und Epoche macht. Es war ein Jubeljahr, wie das, welches die alte hebräische Gesetzgebung für jedes fünfzigste Jahr stiftete, das, in welchem über das ganze Land mit Posaunen geblasen, welches heilig gehalten und in welchem „Freiheit für Alle, die darin wohnen“, ausgerufen werden sollte. (III. Moses 25, 8 ff.) Es war — dieses Jahr mit seinem schnellen Pulsschlag, mit seiner Alles beherrschenden Jugendlichkeit — wie jenes biblische Jubeljahr, ein Jahr der Zurückvergebung, der Einlösung, wo „die, welche verkauft waren, losgekauft wurden.“ Noch heutzutage ist Jugend aus Märztagen, Erfahrung aus seinen Novembertagen zu schöpfen.

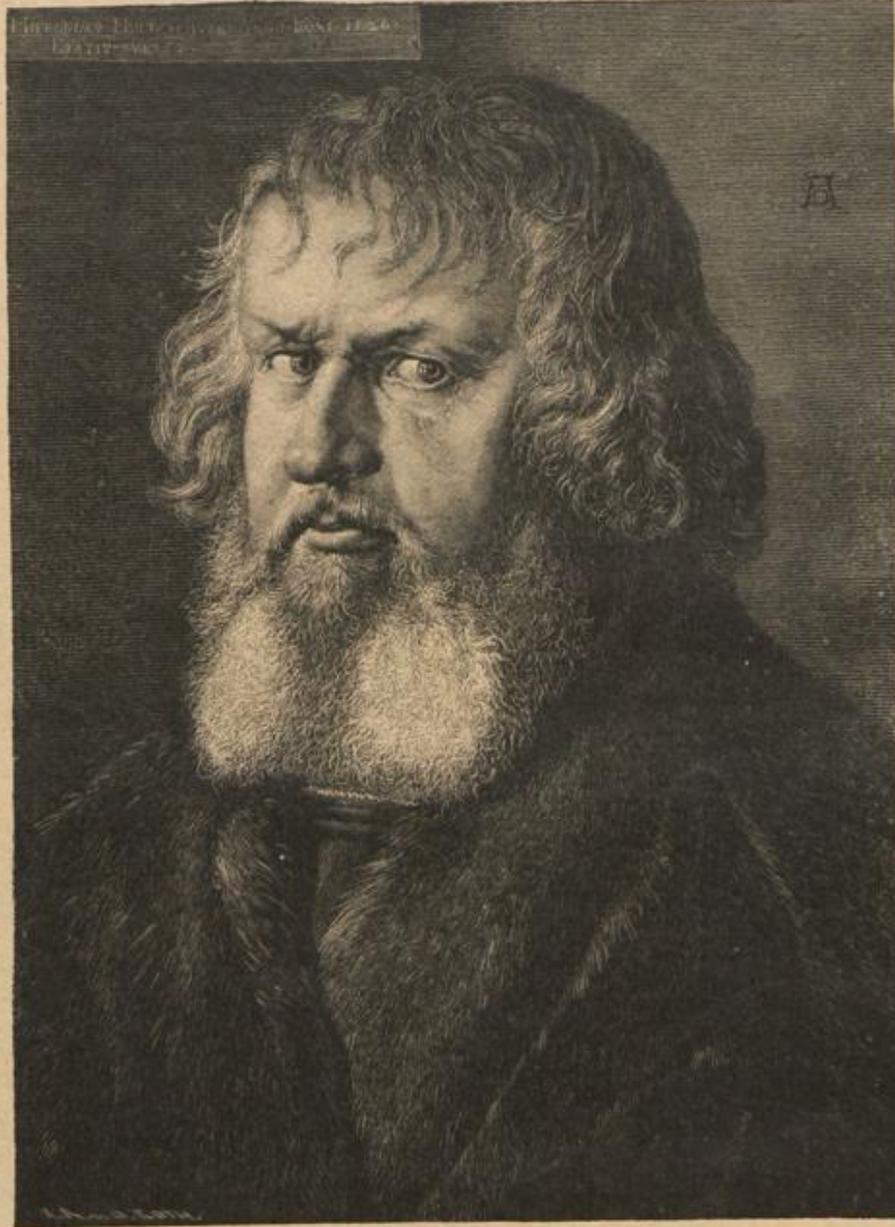
„Es ist das Jubeljahr, das Trauerjahr, das Grenzjahr.“

Ja, fürwahr, Brandes hat auch Recht, wenn er bemerkt: „Es gab ein paar Monate, in welchen etwas vom Schönsten in der Menschheit hervortrat und mit überraschendem Glanze strahlte.“

Das gilt nicht nur von der Literatur und Dichtkunst!

Ein Grenzjahr ward es auch, bezeichnend einen Markstein, an welchem Bürgerthum und Proletariat — welches letztere zum ersten Male als selbstbewußte aber noch nicht selbstständig handelnde Klasse auf der Weltbühne auftrat — allgemach voneinander sich sonderten und immer mehr und mehr getrennte Wege verfolgten.

Neuelos und mit reinem Herzen und reinen Händen können die Nachkommen der Proletarier von 1848 heute auf jenen Markstein zurückblicken. Höchstens wäre die Gutgläubigkeit, das treuherzige Vertrauen auf die ehemaligen Kampfgenossen Anlaß zu leihem Selbstvorwurf. Die Neue überlassen wir denen, die da gesündigt haben. Und das sind nicht wir!



Hieronymus Holzschuer.

Darum bleibt für uns 1848 ein Jubeljahr, dessen fünfzigste Erinnerungsfest erhobenen Hauptes und fröhlichen Herzens begangen werden kann. Doch auch freilich ein Trauerjahr. Das Besondere ist damals nicht zu Ende geführt worden: „die Zeit war noch nicht erfüllt,“ wie die Bibel sagt. Darum sind freilich Sträuße und Kränze von Veilchen des Märzen 1848 bethaut mit Thränen und Blut!

Aber Dank und Ehre allen denen, die damals litten und stritten, starben und verdarben, allen denen auch, die da treu blieben aus dem Bürgerthum, wie Wenige ihrer auch seien, die allzeit zu handeln und zu leiden bereit waren und sind, für gemeine Freiheit und Wohlfahrt Aller.

Ihr aber, Proletarier Europas und der übrigen Welttheile, vereinigt Euch: Ihr seid die Testamentvollstrecker des „tollen“, des erhabenen Jahres 1848.

## Gerichtsrath Johannmann.

Novelle von G. Macasj.

(Fortsetzung.)

Das Leben im Hause des Rathes verlief lange Zeit eintönig und ohne Unterbrechung. Einen dürftigen Ertrag für seine verlorene Thätigkeit fand der Rath in seinen Sammlungen. Er konnte Stunden lang davor sitzen und ordnen und zählen. Aber bald hatte auch dies den Reiz der Neuheit für ihn verloren. Nur die Freude am Besitz blieb übrig und die Begierde, ihn zu vermehren. Aber sein Denken füllte es nicht aus.

Da kam der Rath auf eine neue Idee: er träumte von dem, was er sein ganzes Leben gethan hatte. Er träumte von Verbrechen, die ihm übergeben worden waren und für deren Schuld er die Beweise sammeln mußte. Er ersann sich die schwierigsten Fälle, solche, in denen er sich in seiner ganzen Glorie als Seelenpeiniger zeigen konnte. Er plünderte alle Gebiete des Verbrechens, der Leidenschaft, des Wahnsinns, und stattete seine Opfer mit aller Klugheit und List aus. Er erschwerte sich seinen imaginären Beruf, damit der Sieg desto ruhmvoller erscheine. Die Seelenqualen aber, die er für seine Opfer erdachte, dehnte er in das Unermeßliche aus.

Langsam glitt er heran und wob das Netz. Langsam zog er die Fäden zusammen und ließ nur so viel Raum, daß sich das Opfer noch ein wenig bewegen konnte und das Gefühl der Freiheit und Sicherheit hatte. Dann holte er langsam und überlegen zum ersten Schlage aus. Wie das traf! Wie sich das Opfer zuckend wand und die fürchterliche Macht fühlte, in die es gerathen war! Dann aber zog er sich wieder zurück und ließ die Fäden ein wenig locker. Nun wird es hoffen, nun wird es denken! Er malte sich alle die Prozesse aus, die nun in jenem vor sich gingen. Er verstärkte und vertiefte diese Prozesse, um den Reiz des Spieles zu erhöhen. Er zog künstliche Seelenmomente hinzu und dachte sich seine, empfindsame Naturen, in denen die Krisis schrecklicher wird. Und so nahm er aus seinem Opfer ein Stück Leben nach dem anderen heraus, er riß und zerrte daran, streifte es ab wie mit glühenden Zangen oder stumpfen, brennenden Messern, und präparirte die lebende, zuckende

Seele so langsam, langsam, daß ihr kein Atom des wahnsinnigsten Schmerzes erspart blieb, daß sie alle Stadien der Qual durchempfinden mußte.

Dann erst, wenn nichts mehr für seine Freude und Grausamkeit übrig blieb, wenn er alle Mittel, das letzte Leben noch und das letzte Bewußtsein zu erhalten, erschöpft hatte, dann versetzte er dem aus allen Wunden der Seele Blutenden den kalten, sicheren Todesstoß.

Bei diesen Vorstellungen, in denen ihn oft ein einziger komplizirter Fall für eine Woche in Anspruch nahm, erregte sich sein Gehirn in fieberhafter Weise.

Alle die Qualen, die er für die Opfer seiner Phantasie ersann, mußte er selbst durchmachen; den ganzen Prozeß der Seelenserfleischung erlitt er an der eigenen Seele. Er stand nun nicht mehr, wie früher, als kalter und lauernder Beobachter da, sondern er spielte alle Rollen selbst. Bald war er der unter grausamer Schadenfreude und wilder

Reinigungsucht leidende Richter, bald der sich windende und krümmende Verbrecher. — —

So war der Rath in der letzten Zeit sehr erregt und unruhig geworden.

Halb mit sich sprechend irrte er in der ganzen Wohnung umher und fand nirgends einen sicheren Punkt.

Die Rätthin bemerkte es mit geheimem Schauer. Sie gab sich alle Mühe, ihm auszuweichen. Sie wog in ihren Gesprächen jedes Wort ab und suchte im Verkehr mit ihm eine Art von Gutmüthigkeit und Humor zur Schau zu tragen, die ihr sonst fremd war.

Aber die Furcht, die lange Zeit in ihr geschlummert hatte, schoß jetzt jäh und gewaltsam hervor. Sie hatte Furcht vor dieser Unruhe, deren Grund sie freilich nicht wußte, deren mögliche Wirkungen sie aber ahnte. Doch dies Alles ging so rasch, daß sie nicht zur klaren Bestimmung dessen kommen konnte, was mit ihr geschah.

Im Laufe von wenigen Tagen hatte sich die nervöse Unruhe des Rathes furchtbar gesteigert. Sein Gesicht nahm einen seltsamen Ausdruck von Unentschlossenheit an, in der die Anzeichen für irgend einen Plan, irgend eine That lagen. Die Rätthin bemühte sich vergebens, herauszufinden, was er wollte. Sein Inneres, in dem es wogte und gährte, war ihr stets verschlossen gewesen.

Manchmal schien es, als quäle ihn die gleiche Furcht, wie sie. Sein scheuer, irrender Blick verrieth es. Er ging umher wie Einer, der sich zu retten sucht vor irgend etwas, vor einem Phantom, von dem er sich verfolgt glaubt, oder vor einer Gefahr, die er wittert. Er ging umher wie Einer, den seine Gedanken nicht ruhen lassen und der einen Ausweg sucht, einen dunklen Winkel, in den er sich vertriehen könnte — er sah aus wie ein Mensch, den seine eigene Seele verfolgt, der die Qual in sich selber trägt, der aber nicht weiß, wie er sich selber entziehen kann.

Eines Tages saß der Rath am Fenster des Wohnzimmers und schaute in den schmalen, dunklen Lichthof hinab.

Plötzlich fing er langsam und halblaut zu zählen an: „Eins, zwei, drei — —“

Als die Rätthin fragte, was er zähle, antwortete er ruhig:

„Die Steine im Hofe. Der dritte Stein ist der beste.“ —

Und nach einer Weile: „Vom Fenster links der dritte. Die anderen alle sind rauh und voller Sprünge. Der dritte ist der beste und noch nicht zu weit vom Fenster weg.“

„Ja, der dritte ist gut!“ erwiderte die Rätthin, die sich daran gewöhnt hatte, auf alle seine Ideen einzugehen, um ihn nicht zu erregen. Und sie wechselte einen raschen Blick mit Gertrud, die neben ihr saß.

Der Rath sah sich eine Weile scharf und höhnisch nach ihr um. Er schien zu überlegen. Plötzlich sprang er wie rasend auf und schrie:

„Es dauert Dir wohl zu lange und Du kannst's garnicht mehr erwarten!“ —

Gleich darauf aber besann er sich wieder, kehrte zum Fenster zurück und murmelte:

„Der dritte! — Nein — eins, zwei, drei, vier, — der vierte wäre noch besser. Aber zu weit vom Fenster weg — man kann ihn nicht mehr erreichen. Viel zu weit vom Fenster weg — ha, da müßte man tüchtig ausholen.“ —

„Du, Mutter, er redet irr,“ flüsterte Gertrud.

Die Rätthin winkte ihr, zu schweigen.

Zu ihr stieg ein greller Gedanke auf: daß er das ausführen möge, was er plane! Das dachte sie und beugte sich tiefer über die Arbeit, um sich mit keinem Blick zu verrathen, denn sie fühlte, wie er sie lauern beobachtete. — —

Und seit diesem Tage verließ sie der Gedanke nicht mehr. Beim Waschen und im Schlafen lauerte er neben ihr und bohrte an ihr und saugte sich fest.

„Wenn er nur ausführen möchte, was er plant!“ murmelte sie hundertmal am Tage.

Es war ihr, als müßte das kommen. Es war ihr, als hätte sie ein Recht, es zu verlangen, daß er sich vom Fenster hinabstürze — und als sei es eine Entschädigung für sie — sein Tod eine Entschädigung für ihr verlorenes Leben. — —



### Ritter, Tod und Teufel.

Kurz darauf lag sie Nachts im Bette und war kaum eingeschlafen, da weckte sie ein Geräusch.

Sie zuckte zusammen und lauschte.

Sie hörte einen schleichenden, kaum vernehmbaren Tritt, der näher kam. Und sie hörte das leise Knarren der Dielen.

Ihr Athem stockte.

Regungslos lag sie da und versuchte durch die Dunkelheit zu starren. Sie fühlte, daß sich ein Körper langsam herbewege, und dann vernahm sie den Athem eines Menschen.

Plötzlich lag eine Hand an ihrer Kehle.

Sie versuchte aufzuschreien, doch eine andere Hand presste sich auf ihren Mund.

Und die Hand fing an sich festzukrallen. Nichts sonst regte sich; sie fühlte nur die entsehlige Hand, die würgte und drehte und sie in die Kissen niederdrückte.

Da raffte sie ihre letzte Kraft zusammen, erfaßte den Arm und riß sich los.

„Was willst Du?“ leuchtete sie halb erstickt.

Und die Stimme des Rathes stüßte heiser und wild zu ihr:

„Sterben sollst Du, Hühnchen! Du sollst vor mir sterben. Du sollst Dich nicht freuen über meinen Tod.“ —

Dann zitterte sein wildes, leises Gelächter durch das Gemach.

Die Rätthin richtete sich im Bette auf und stieß ihren Mann zurück.

„Ich rufe Gertrud zu Hilfe!“ schrie sie.

Da ließ sie der Rath los.

Langsam und geräuschlos entfernten sich die schlürpfenden Tritte.

Später hörte die Rätthin die Thür zur Kammer knarren.

Nun sprang sie auf und versuchte bebend, Licht zu machen.

Zitternd an allen Gliedern, ging sie zu Gertrud hinüber und weckte sie.

Ein Traum hätte sie geschreckt, sagte sie. Und sie blieb am Bette Gertruds sitzen, bis der Morgen graute. — —

Am Tage nach dieser Begebenheit ging der Rath wie sonst durch die Zimmer, setzte sich ans Fenster und kramte in seinen Sammlungen. Er war stiller als sonst, doch die große Unruhe schien von ihm gewichen zu sein. Bei der Mahlzeit sprach er kein Wort, aber manchmal lächelte er vergnügt vor sich hin, als freue ihn ein guter Gedanke. Sein Blick hatte etwas Starres, in sich Befehrtes.

Gegen Abend wurde er wieder unruhig.

Die Rätthin war in die Stadt gegangen. Dort hatte sie eine lange Unterredung mit Doktor Grau.

Gertrud war allein zu Hause.

Plötzlich hörte sie ein seltsames Geräusch im Arbeitszimmer ihres Vaters.

Sie ging hinüber und durch die halb geöffnete Thür sah sie den Rath, einen Stuhl im Arm, im Zimmer herumtanzen. Dazu sang er mit hohen, quiekenden Tönen: „Komm, Kröte — wir wollen tanzen — ho!“

Und immer schneller wirbelte er und zählte im Takte — eins, zwei, drei, sink Kröte — eins, zwei, drei, sink Kröte!

Gertrud wagte sich nicht zu rühren. Das Gesicht des alten Mannes war furchtbar entstellt. Die Augen waren weit aus den Höhlen getreten, sein Mund war

zu einem ekelhaften Grinsen verzerrt — so tanzte er mit wahnsinniger Schnelligkeit umher und leuchtete und zählte und lachte und sicherte — da bemerkte er im Umbrechen Gertrud und schrie jubelnd auf, während er sich mit hoherhobenem Stuhle auf sie stürzen wollte.

Er schien sie nicht zu erkennen.

Eben holte er zu einem fürchterlichen Schlage aus — da trat die Rätthin mit Doktor Grau ein.

\* \* \*

Man hatte den Rath in der Irrenanstalt untergebracht. Nach der letzten Szene war er ganz ruhig und scheinbar vernünftig geworden. Beim Anblick des Doktors hatte er den Stuhl weggeworfen und sich unter den Tisch im Wohnzimmer gestücht, wo man ihn ohne Mühe hervorzog. Er hatte sich willig fortbringen lassen.

Die Rätthin hatte darauf bestanden, man möge

ihn in die Anstalt schaffen. Solche Menschen gehören ins Irrenhaus. Niemand sei seines Lebens sicher und sie habe keine Lust, sich im Schlafe erwürgen zu lassen. Ihr ganzes Leben habe sie diesem Menschen geopfert, ihr ganzes Leben habe sie unter ihm gelitten. Sie sei vergiftet worden, langsam vergiftet; ihre Jugend, ihre Freude, Alles, Alles sei ihr von ihm vergiftet worden.

Und so hatte auch Doktor Grau dafür gestimmt, obwohl er erklärte, daß der jetzige Zustand des Rathes nicht andauern könne. Es müsse eine Krisis eintreten. Woran der alte Mann leide, das sei eine fixe Idee. Wenn er unter scharfer Bewachung sei und in völliger Abgeschlossenheit und Ruhe, so werde sich Alles in ihm wieder klären. — — —

Nun saß der Rath vor einem vergitterten Fenster. Er schaute auf einen weiten, lichten Hof hinab, in dem einige halb von der Sonne verbrannte Akazien standen und den eine hohe, weißgetünchte Mauer umgab.

Es war Sommer und die Sonne stand hoch im Mittag. Das Pflaster im Hofe unten glänzte und glühte und der Rath wunderte sich darüber, daß er bei dem Doktor Grau wohne.

Er hatte sich gutwillig in alle Veränderungen gefügt. Nur gegen das Gitter am Fenster hatte er anfangs heftig protestirt. Wozu er ein Gitter brauche? Wollte man ihm das Wischen frische Luft abschneiden? Wollte man ihn in einem Kerker halten? Was habe er denn eigentlich verbrochen? O — er sei gesund — so gesund!

Der Doktor suchte ihn zu beruhigen. In seiner ganzen Wohnung seien Gitter an den Fenstern, meinte er. Und plötzlich schien dem Rath etwas durch den Sinn zu fahren. Ja, es sei besser so, erklärte er. Und er sprach von einer Zelle, von Abgeschlossenheit, in der sich die Qualen des gemarterten Gewissens verstärken, und von einem alten Falle, wo ein Gefangener durch das Fenster in den Hof des Gefängnisses hinabgesprungen sei.

Sein Gedächtniß schien vollständig geschwunden zu sein. Er brachte Alles durcheinander und sprach von einem Verbrechen, das er in alter Zeit begangen habe, und für das jetzt die Sühne komme.

Dann warf er sich vor dem Doktor auf die Kniee und bat ihn, er möge ihn wenigstens vor dem Untersuchungsrichter bewahren. Sonst begehre er nichts. Er wisse, daß es keine Gnade mehr für ihn gebe. Aber nur dies Eine, das Schrecklichste von Allen, möge man ihm ersparen.

Als aber dann der Wärter kam, wurde er wieder rasend. Er brauche keine Bewachung, brüllte er. Es falle ihm garnicht ein, zu entfliehen. Nur das nicht! Nur keine Bewachung! Das seien Augen, die ihn anstarrten würden, fürchterliche Augen, die ihm die Gedanken aus dem Hirn fressen würden. Er leide! O, wie er leide an diesen Augen! Ob man denn nicht aufhören werde, ihn zu quälen?

Dann jammerte er: wenn es doch wenigstens Joachim wäre! An den hätte er sich gewöhnt. Joachim kenne seine Eigenheiten, Joachim sei gefällig und zuvorkommend.

Joachim hatte sein Diener im Amte geheißt. Da gerieth der Doktor auf einen Einfall. Er versicherte dem Rath, daß es Joachim selbst sei. Er solle doch zusehen — wo er doch seine Augen habe?

„Der Bart! Der Bart!“ murrte der Rath. Den Bart habe sich Joachim in der letzten Zeit wachsen lassen, versicherte Doktor Grau, seit er aus dem Amte fort sei. Doch wenn der Rath durchaus wolle, so könne man den Mann ja wieder fortschicken. Heute nicht, aber morgen. Es sei eigentlich bloß eine Gefälligkeit gewesen und eine kleine Ueberraschung.

Dies beruhigte den Irren. Joachim möge nur bleiben, sagte er und musterte ihn. Wahrhaftig, es sei Joachim, nur hätte er sich sehr verändert. Der Bart sei es, der ihn so verändert hätte. Warum er sich einen solchen Bart zugelegt habe? Wenn er noch im Amte wäre, würde er das nicht dulden. Dann fragte er ihn nach allem Möglichen: wie es dort drüben jetzt aussehe, und ob man ihn denn so ganz entbehren könne. Es gehe abwärts mit der

Gerechtigkeit, meinte er. Diese müsse man handhaben wie ein geschliffenes Schwert. Jetzt gebe es wohl keine ordentlichen Richter mehr. Einen Verbrecher müsse man halten wie ein wildes Thier, das gebändigt werden solle. Und gar die Unschuldigen — die seien die Gefährlichsten — o! er habe keine Methode gehabt — eine feine Methode! —

Dann fing der Rath wieder zu zweifeln an: ob er denn wirklich Joachim sei? Joachim sei größer gewesen — wie? Er sei nicht größer gewesen? Nun, dann sei er's ja wohl.

\* \* \*

In dem Vorstadthause war es still geworden. Seit der Erkrankung ihres Mannes war die Näthin noch schroffer und verbissener. Mürrisch ging sie im Hause umher, mürrisch verfaß sie die Wirtschaft.

Sie sprach selten ein Wort, aber wenn sie es that, so geschah es mit Bosheit und Gehässigkeit. Sie schien sich im Voraus rächen zu wollen für all die traurigen Monate und Jahre, die ihr vielleicht noch bevorstanden.

Gertrud wich sie aus. Sie schämte sich vor Gertrud, weil sie glaubte, daß diese ihr alle ihre Gedanken ablese. Sie vermied es, mit ihr zu sprechen, sie vermied es, ihrem Blick zu begegnen. Sie haßte das Mädchen, sie haßte es um so mehr, als sie keinen Grund für ihren Haß entdecken konnte.

Wozu ist sie da? war ihr Gedanke.

Aber sie fand auch, daß Gertrud von Tag zu Tag schöner und lieblicher wurde. Und darum haßte sie sie am meisten. Sie suchte in ihren Zügen die Aehnlichkeit mit ihren eigenen Zügen aus ihrer Jugend — sie sah alle die Merkmale, aber unendlich zarter und feiner. Dies trieb ihr oft das Blut in die Wangen. Und auch Züge vom Rath entdeckte sie, in dem seltsamen großen Blick, in den weichen, ein wenig schmerzlichen Linien um den Mund. Und das erbitterte sie.

Sie hatte das Gefühl, als sei Gertrud nicht ihr Kind; als hätte sie nichts Gemeinsames mit ihr. Im Stillen nannte sie Gertrud einen Bastard, Blut von seinem Blute, nicht von dem ihrigen.

Auch daran dachte sie, daß Gertrud vielleicht glücklich werden könnte. Das gönnte sie ihr nicht. Sie dachte an ihre eigene glücklose Jugend, an ihre eigene traurige Ehe. Warum sollte es Jene besser haben, als sie? Ihren tiefsten Haß erweckte aber die andauernde Freundschaft mit Gertha. Darum versuchte sie es manchmal, vorsichtig und aus weiter Ferne, auf Gertrud durch hämische Worte und unsichere Bemerkungen einzuwirken. Aber dies scheiterte an Gertruds starrem Sinn. Sie schien nichts von den bösen, verdächtigen Anspielungen der Mutter zu hören. Und als diese einstmals, gleichsam triumphirend bemerkte, daß „jenes Weib nicht bloß einmal im Gefängniß gewesen sei,“ da antwortete Gertrud ruhig, sie wisse es und sie achte und verehere ihre Tante deswegen um so mehr.

Zuletzt gab die Näthin ihre fruchtlosen Bemühungen auf. Mit Schrecken erkannte sie, daß sie ihrem Kinde nicht mehr gewachsen sei.

Am meisten hatte unter der üblen Laune der Näthin Marie, die alte Magd, zu leiden.

Diese nannte sie eine Faulenzlerin und Hungerleiderin, ein altes Scheusal, das nichts thue und sich von fremdem Brod mästete. Zwanzig Jahre sei dies ihre einzige Beschäftigung gewesen. Zwanzig Jahre hätte man mit ihr Geduld und Nachsicht gehabt. Ihre ganze Gemüthsrohheit sprach aus dieser Art, wie sie das gutmüthige Geschöpf behandelte.

Dies und noch Schlimmeres mußte die Magd ruhig anhören. Sie durfte es nicht wagen, ein Wort zu erwidern. Jede Erwidrerung reizte die Näthin zur höchsten Wuth. Dann vergaß sie sich und schlug in der Küche mit Geschirren und Möbeln herum wie eine Tobsüchtige. Marie, die in diesem Hause aufgewachsen und alt geworden war, die keine Aussicht mehr hatte, einen anderen Posten als Magd zu erhalten, und trotz alledem an der Familie hing, ertrug die Rohheiten und Schmähungen der Näthin geduldig, „um des lieben Friedens willen,“ wie sie zu Gertrud

sagte. Ja, sie entschuldigte den erregten Zustand der Näthin noch mit der Bemerkung: Sie ist eben unglücklich. Nur manchmal, wenn sie mit Gertrud allein war, klagte sie dieser ihr Leid und weinte sich aus. —

Die Ursache von all dem eben war: die Näthin hatte Angst.

Seit jener Nacht hatte sie wieder Angst, so sehr sie es auch zu verbergen suchte.

Oft saß sie Stunden lang regungslos und lauschte und suchte bei dem leisesten Geräusch zusammen.

Jetzt kommt er! dachte sie und fühlte schon, wie sich eine Hand nach ihrer Kehle ausstreckte.

Ihr steter Gedanke war: Jetzt entschlüpft er — jetzt — —

Dann schämte sie sich wieder ihrer Angst, indem sie sich sagte, daß es dem Rath unmöglich sei, aus dem Irrenhause zu entfliehen — und sie verbarg ihre Gefühle hinter einem höhnischen und boshaften Benehmen.

Dies zerstreute sie und nahm ihr die Furcht. Aber es wahrte nicht lange, so kehrte die Angst zurück, und sobald sie allein war, irrte sie unstät vom Wohnzimmer in das Besuchszimmer, von dort in die Küche — aber nirgends fühlte sie Ruhe und Sicherheit.

Kamen Bekannte, so war sie mürrisch und zerstreut. Sie meinte, die Leute müßten ihr die Angst und Unruhe vom Gesicht ablesen. Oft gab sie verkehrte, oft gar keine Antworten, und dann, wenn sie sich besann, entschuldigte sie sich mit heftigen Kopfschmerzen. Manchmal lachte sie, wenn gar keine Ursache dazu war, ein anderes Mal erregte sie sich über ein harmloses Wort.

Zuletzt brach sie allen Verkehr ab. Sie sei alt und kränklich, sagte sie zu ihren Bekannten: man möge es ihr nicht übel nehmen, wenn sie keine Besuche mehr erwidere. Und dies sagte sie in einem Tone, der die Leute abschreckte. Es kam Niemand mehr. Aber darüber war sie froh.

(Fortsetzung folgt.)



## Moderne Wunder.

Naturwissenschaftliche Plaudereien von Dr. S. Vorhardt.

IV.

### Die elektrischen Eisenbahnen.

Wenn der Bewohner der Groß- oder auch der Mittelstadt durch die Straßen geht, so sausen neben dem Gewirr von Droschken, Omnibussen, Pferdebahnen, Lastfuhrwerk aller Art auch eigenthümlich gebaute, im Ganzen den Pferdebahnwagen ähnliche Gefährte an ihm vorüber, ohne daß eine treibende Kraft sich durch ein sichtbares Zeichen verräth. Der biedere Bauer, der die elektrische Bahn zum ersten Male in der Stadt erblickt, ahnt wohl, daß der über ihr hinziehende Draht, zu dem von dem Wagen eine Stahlstange emporführt, in irgend welcher Verbindung mit der Triebkraft stehen müsse; fehlen aber, wie es öfter vorkommt, auch noch diese Drähte, dann läuft der Wagen vollends wie durch Zauberkraft auf seinem Schienenwege auf der vorgeschriebenen Bahn. Wer das Wesen der elektrischen Kraftübertragung kennt, für den verliert auch die elektrische Bahn einen großen Theil des Wunderbaren; zwar bleibt das innerste Wesen des elektrischen Stromes ein unerforschtes Geheimniß, aber man kann sich doch von dem Zusammenwirken der einzelnen Theile einer solchen Bahn ein anschauliches Bild machen.

Es ist klar, daß jeder Wagen einen Motor besitzen muß, also eine Dynamomaschine, der in irgend einer Weise elektrischer Strom zugeführt wird, wodurch der Eisenanker der Maschine in Umbrehung versetzt wird, wie wir es in dem vorigen Artikel über „Elektrische Kraftübertragung“ auseinander-gesetzt haben. Der Anker kann entweder mit den Rädern eine gemeinsame Axe haben, oder seine Bewegung wird durch ein Zahnrad oder eine Kette auf

die Ase der Räder übertragen, die somit ebenfalls in Umdrehung versetzt werden. Bei der Stromerzeugung und Stromzuführung sind nun verschiedene Methoden in Gebrauch, so daß man verschiedene Systeme elektrischer Bahnen unterscheidet.

Das Gebräuchlichste ist, daß der Strom in einer großen Zentralstation erzeugt und durch eine besondere Leitung den einzelnen Wagen zugeführt wird. Hierbei wäre es natürlich am rationellsten, als Betriebskraft das strömende Wasser zu benutzen, falls es in genügender Menge vorhanden ist; dies ist z. B. für die nordamerikanische Stadt Buffalo der Fall, die etwa dreißig Kilometer von den berühmten Niagara-Fällen entfernt liegt. Von den dort befindlichen Elektrizitätswerken erhält die Stadt den Strom zu ihrer Beleuchtung sowie auch den zum Betrieb ihrer Straßenbahnen. Wo das nicht der Fall ist, wie in den meisten Städten Deutschlands, werden die Dynamos in der Zentralstation durch große Dampfmaschinen angetrieben; so besitzt die Budapester Zentralstation elf Dampfmaschinen von etwa viertausend Pferdekraften; die beiden größten haben allein je acht-hundert Pferdekraft. Drei weitere große Dampfmaschinen von je siebenhundertfünfzig Pferdekraften sind für den Betrieb der unterirdischen elektrischen Bahn noch hinzugekommen.

Die Art, in welcher der in der Dynamomaschine erzeugte Strom den einzelnen Wagen zugeführt wird, ist sehr verschieden. Die erste einem größeren Publikum vorgeführte elektrische Bahn war die von Siemens und Halske auf Veranlassung von Werner Siemens gebaute kleine Lokomotive, die 1879 auf der Berliner Gewerbeausstellung ausgestellt und in Betrieb gesetzt wurde, wobei sie mehrere kleine mit Personen besetzte Wagen zog. Diese Lokomotive, die später auch in Düsseldorf, Frankfurt a. M., Wien, Breslau, sowie in Paris ausgestellt wurde, erhielt ihren Strom mittelst einer zwischen den Fahrsehnen liegenden Kupferöhre, die mit der Dynamomaschine der Zentralstation in Verbindung stand. In ihr bewegte sich ein Schlitten, von dem ein Draht durch einen Schlitze an der Oberseite der Röhre zu dem am Untergerüst des Wagens befindlichen Motor führte; nachdem er diesen durchlaufen, kehrte er durch die Fahrsehnen zur Zentralstation zurück. Zwei Jahre später wurde die erste elektrische Bahn dem öffentlichen Verkehr übergeben; sie führte vom Anhalter Bahnhof in Groß-Lichterfelde bei Berlin bis zur dortigen Hauptkadettenanstalt; bei ihr führte die eine Fahrsehne den Strom dem Motor zu, die andere leitete ihn wieder zur Zentralstation zurück, ein System, das keine Nachahmung gefunden hat und bei der späteren Erweiterung dieser Bahn nicht wieder angewendet wurde. Einerseits verursacht die notwendige Isolierung der beiden Schienen erhebliche Kosten, andererseits ist dieses System auch für Menschen und Thiere, die den Bahndamm überschreiten, nicht ungefährlich, da bei einer zufälligen Berührung beider Schienen der volle Strom durch den Körper gehen würde. Achtzehnhundertzweihundertachtzig stellte Siemens Versuche zwischen Westend und dem Spandauer See bei Berlin an; hier befand sich auf Säulen neben den Geleisen ein Draht, von welchem der Strom mittelst eines achtradrigen Kontaktwagens zum Motor geleitet wurde, während die Fahrsehnen zur Rückleitung dienten. In den nächsten Jahren wurden noch einige weitere elektrische Bahnen ausgeführt, so die Praterbahn in Wien, die Straßenbahn in Wödling bei Wien und die Bahn zwischen Sachsenhausen und Offenbach bei Frankfurt a. M. Dann aber trat eine mehrjährige Pause ein, so daß es fast schien, als sollten die elektrischen Bahnen vereinzelt bleiben und zu keiner allgemeinen Bedeutung gelangen. Indessen entwickelten sie sich in dieser Zeit in Amerika zu einer bedeutenden Höhe; hier wurde die erste elektrische Bahn 1883 auf der Ausstellung in Chicago gezeigt, 1884 wurde der Bau der ersten Strecke zwischen Windsor und Baltimore in Angriff genommen und 1885 dem Verkehr übergeben. Wie rasch dann die Entwicklung erfolgte, mögen einige Zahlen illustriren: 1887 bestanden bereits 21 Gesellschaften, die 137 Kilometer Geleislänge und 172 Wagen besaßen; in zehn Jahren stieg die Zahl der Gesellschaften auf 698, die elektrisch

betriebene Geleislänge auf 21 750 Kilometer und die Wagenzahl auf 37097. In Europa, wo 1891 eine elektrische Bahn in Halle eröffnet wurde, ging die Entwicklung in den letzten Jahren auch in rascherem Tempo vor sich; doch halten die analogen Zahlen mit den amerikanischen keinen Vergleich aus.

Weitaus die meisten elektrischen Bahnen erhalten ihren Strom durch oberirdische Zuleitung von einer Zentralstation aus. Von dieser führt ein meistens von schmiedeeisernen Säulen oder Masten getragener Draht über den Geleisen entlang; an ihm schleift ein metallener Bügel oder läuft eine Drahtrolle, auf die der Strom übergeht, der dann mittelst einer Drahtstange zum Motor des Wagens geführt wird, von wo er durch die Fahrsehnen zur Zentrale zurückkehrt. Auf einigen Strecken ist auch die unterirdische Stromzuführung angewendet; hierbei wird unter der Erde ein Kanal aus Beton gemauert, der die Leitungsschiene aufnimmt. An ihr gleitet ein Schlitten, von dem der Strom durch eine Stahlstange zum Motor des Wagens geführt wird. Der Wagen selbst läuft auf zwei Schienen, von denen die eine die gewöhnliche Millenschiene ist, während die andere eine Doppelschiene ist, deren beide Theile einen Schlitze von einigen Zentimetern zwischen sich haben. Durch diesen Schlitze geht die Stahlstange zu der Leitschiene in dem ebenfalls geschlitzten Kanal; Die Doppelschiene ruht auf gußeisernen Böden, die den Betonkanal umschließen und ihm als Stützen dienen. Ein besonderer Vorzug dieser unterirdischen Stromzuführung besteht darin, daß man ohne erhebliche Kosten eine zweite, zur Rückleitung dienende Schiene in den Kanal hineinbringen kann; wird so die Rückleitung durch die Erde vermieden, so fallen alle mit derselben verbundenen Unzuträglichkeiten, z. B. Störungen in unterirdisch verlegten Telephon- und Telegraphenleitungen fort. Auch kann man eine etwa nothwendig werdende Ausbesserung der Schienen ohne Störung des Betriebes vornehmen, indem man zeitweilig die Rückleitung des Stromes durch die Erde erfolgen läßt und nur eine der beiden Leitungen im Kanal zur Stromzuführung benützt.

Ein noch seltener angewendetes System ist das der Akkumulatoren. Ein Akkumulator oder Sammler besteht aus zwei Metallplatten, meist Blei und Bleisäure, die in eine Säure tauchen; durch solche Zellen oder Elemente läßt man in der Kraftstation einen Strom gehen, wodurch in der Säure ein chemischer Prozeß hervorgerufen wird, durch den die Metallplatten mit verschiedenen Gasschichten überzogen werden. Verbindet man sie dann unter sich, so geben sie den vorher hineingeschickten Strom zurück, und zwar hält er so lange an, bis durch den jetzt in umgekehrter Richtung verlaufenden chemischen Prozeß die Metallplatten von den Gasschichten wieder befreit sind; die beiden Vorgänge nennt man das Laden und Entladen der Akkumulatoren. Befindet sich eine in der Kraftstation geladene Sammlerbatterie auf dem Wagen, so kann der von ihr gelieferte Strom den Elektromotor natürlich in Bewegung setzen. Hierbei hat man den großen Vortheil, daß alle Wagen von einander und von der Kraftstation vollständig unabhängig werden; doch ist die Behandlung der Akkumulatoren vorläufig noch immer derartig umständlich, daß sie sich bisher erst auf wenigen Strecken eingebürgert haben. Dagegen hat ein in Hannover angewendetes gemischtes System, wobei abwechselnd oberirdische Stromzuführung und Akkumulatoren benützt werden, große Aussicht auf weitere Verbreitung. In den Außenbezirken fahren die Wagen mit oberirdischer Stromleitung; derselbe Strom, der den Motor des Wagens in Bewegung setzt, ladet aber gleichzeitig die Akkumulatorenbatterie, und die Ladung, die diese erhält, reicht dann aus, um den Wagen in der inneren Stadt zu treiben, bis er wieder in die Vorstadtbezirke zurückkehrt, wo die Batterie während der Fahrt von Neuem geladen wird.

Die Vorzüge, die der elektrische Betrieb vor anderen Betriebsweisen voraus hat, sind mannigfacher Art. Vor Allem ist er bedeutend billiger, als der Pferdebahnbetrieb; sowie eine Steigung stärker wird, als 1 Meter für 40 Meter Länge, sind Vorspannthiere erforderlich; dabei sind aber Steigungen von 1 Meter für 25 Meter Länge in

unseren Großstädten gar keine Seltenheit. Der Elektromotor dagegen nimmt selbst Steigungen von 1 Meter für 10 Meter Länge außerordentlich leicht; man braucht nur genügende Widerstände aus der Bahn des Stromes auszuschalten, um hinreichend starke Intensität zu erhalten. Ueberhaupt ist die außerordentlich einfache und bequeme Regulirbarkeit der Stromstärke ein Vorzug, den der Elektromotor vor jeder anderen Betriebsart voraus hat. Bei starkem Schneefall im Winter stockt, wenn nicht der ganze, so doch der halbe Pferdebahnbetrieb; diejenigen Wagen, die überhaupt fahren, kommen trotz des Vorspannes nur mühsam und langsam vorwärts, auf vielen Strecken fällt die Hälfte aller Wagen aus und an eine Einhaltung des fahrplanmäßigen Betriebes ist überhaupt nicht zu denken. Also gerade an solchen Tagen, an denen man die Pferdebahnen in erhöhtem Maße in Anspruch zu nehmen wünscht, versagen sie vollständig, und auch an normalen Tagen sind sie völlig außer Stande, in den Stunden des größten Verkehrs in den Großstädten den Verkehr zu bewältigen. Dazu kommt ihre ungeheure Langsamkeit; 10 bis höchstens 12 Kilometer legen sie in einer Stunde zurück, während die elektrischen Bahnen mit Leichtigkeit auf 20 und 30 Kilometer gebracht werden können. Freilich liegt hier ein wunder Punkt vor: Die elektrischen Wagen können wohl außerordentlich rasch fahren; geht es aber an, sie in einer verkehrreichen Straße so schnell dahinfahren zu lassen? Sicherlich muß man auch auf den übrigen Straßenverkehr Rücksicht nehmen und die Geschwindigkeit mäßigen; sollen aber wir, deren Zeitalter doch im Zeichen des Verkehrs steht, deshalb gezwungen sein, unsere kostbare Zeit im Bahnwagen zu versäumen, anstatt sie nützlich anzuwenden! Wir können daraus nur den Schluß ziehen, daß für den großstädtischen Schnell- und Massenverkehr der schwerfällige Pferdebahnbetrieb durchaus veraltet ist und dem elektrischen je eher, desto lieber Platz machen muß; dieser darf aber nicht im Straßenplan vor sich gehen, wo er seine Vorzüge nicht entfalten kann, sondern muß einen eigenen Weg oberhalb oder unterhalb der Straße angewiesen bekommen.

Natürlich war es die verkehrreichste Stadt der Welt, der Mittelpunkt des Welt Handels, die Millionenstadt London, wo sich diese Nothwendigkeit am ersten und fühlbarsten bemerklich machte. Da Pferdebahn und Omnibus den Massenverkehr nicht bewältigen konnten, so schritt man schon in den siebziger Jahren zum Bau von unterirdischen Eisenbahnen; aber trotz des gewaltigen Verkehrs, der auf ihnen herrscht, rentiren sie sich nicht, weil der Bau 9,2 Millionen Mark für jedes Kilometer verschlang. Daher ist man dort in neuerer Zeit zu elektrischen Untergrundbahnen übergegangen, von denen London zur Zeit drei besitzt; 13—20 Meter unter der Straße fahren die Wagen in Tunneln, deren lichter Durchmesser 3,2—3,7 Meter beträgt. An den Stationen befinden sich Aufzüge, durch die die Personen auf die Straße herauf und ebenso zur Bahn in die Tiefe hinab befördert werden. Trotz der erheblichen Kosten, die eine solche Anlage verursacht, kostete die Fertigstellung jedes Kilometers bei zweien der drei Bahnen 4,1, bei der dritten 6,3 Millionen Mark, also erheblich weniger, als die für Dampfbetrieb eingerichteten. Billiger noch sind elektrische Hochbahnen, die allerdings einen Theil der Straße fortnehmen; Liverpool besitzt seit 1893 eine solche, deren Bau nur 1,2 Millionen Mark für jeden Kilometer erforderte. Vergleicht man das mit den Kosten einer hochgeführten Eisenbahn, z. B. der Berliner Stadtbahn, die 5,1 Millionen Mark pro Kilometer kostete, so springt der Unterschied in die Augen. Dazu kommt noch der Umstand, daß beim elektrischen Betrieb aller lästige Rauch in den Straßen fortfällt, was auch bei den Untergrundbahnen diesem Betrieb gegenüber der Dampflokomotive einen unschätzbaren Vorzug gewährt.

Den genannten Bahnen gefehlt sich noch eine weitere zu, die ebenfalls unterhalb des Straßenpflasters fährt, die schon erwähnte elektrische Unterpflasterbahn in Budapest. Hier ist dicht unter der Straße — von der Schiene bis zur Straßensohle

sind nur 3,8 Meter — ein rechteckiger Tunnel gebaut, in welchem die zweigleisige Bahn fährt; an den Stationen hat man einen direkten Zugang zum Perron, sodaß die kostspieligen Aufzüge nach Londoner Muster fortfallen; daher stellten sich die Anlagelosten nur auf 1,7 Millionen Mark pro Kilometer. Es ist klar, daß die Sicherheit bei den elektrischen Bahnen, die auf ihren eigenen, von anderen Verkehrsmitteln nicht benutzten Schienen fahren, eine außerordentlich große ist; denn die Signalgebung kann automatisch von den aus- und einfahrenden Zügen selbst besorgt werden. Schnelligkeit und Sicherheit, das ist es, was der moderne Verkehr verlangt. Daher werden unzweifelhaft die elektrischen Hoch- und Unterpflasterbahnen die Wunderbauten bilden, in denen die Menschen des 20. Jahrhunderts mittelst der Zauberkräfte der Elektrizität von einem Orte zum anderen befördert werden.

**Aus dem Papierkorb der Zeit.**

**Zu unseren Bildern.** In „Ritter, Tod und Teufel“ und dem Portrait des Nürnberger Patriziers Hieronymus Holzschner bringen wir unseren Lesern diesmal zwei Proben aus dem schier unerschöpflichen Kunstschatz eines unserer größten, älteren deutschen Meister: Albrecht Dürers.

Im Jahre 1471 zu Nürnberg als Sohn eines aus Ungarn eingewanderten Goldschmieds geboren, kam Dürer durch das Gewerbe seines Vaters schon frühzeitig in enge Beziehung zur Kunst, wandte sich jedoch 1486 von dem väterlichen Beruf ab, um in allerhand Zeichnungen und Kupferstichen seine Berufung für höhere Aufgaben zu bekunden.

Nach einer vierjährigen Wanderschaft, die den späteren Meister bereits mit Vertretern der italienischen Renaissance bekannt werden ließ, schloß dieser im Jahre 1494 ein Eheband mit Agnes Feh, der Tochter eines wohlhabenden Bürgers seiner Vaterstadt.

Ziehen wir hier zunächst nur den äußeren Lebensgang Dürers in Betracht, so ist als wichtigstes Ereignis der Folgezeit die Ende 1506 unternommene Reise nach Venedig zu erwähnen, die auf die weitere Entwicklung des Nürnberger Malers, Zeichners und Kupferstechers von nachhaltigem Einfluß war.

Aber nicht nur mit den Italienern, auch mit den Niederländern seines Jahrhunderts kam er in innige Berührung.

Um ein von Kaiser Maximilian ihm ausgeworfenes Gehalt auch nach dessen Tode weiter zu erhalten, suchte Dürer im Juli 1520 die Niederlande auf, wo der spanische Karl V. damals verweilte, und aus dem Tagebuch des Meisters erfahren wir, daß ihm hier, und besonders von Antwerpener Künstlern, eine ehrenvolle Aufnahme zu Theil ward.

Den Rest seiner Tage verbrachte Dürer in seiner Vaterstadt, wo er am Todestage Raffaels, am 6. April 1528, die Augen schloß, die seinen deutschen Zeitgenossen und Nachfahren eine neue Welt ersehen ließen.

Die Größe und Bedeutung eines solchen Künstlers im Rahmen eines kurzen Bildertextes auch nur flüchtig zu skizzieren, ist selbstverständlich ein Ding der Unmöglichkeit, und so wollen wir uns heute nur mit einigen Worten über das eine der von uns wiedergegebenen Bilder, das: Ritter, Tod und Teufel, begnügen.

Im Jahre 1513 als Kupferstich gearbeitet, ist es aus zahlreichen Reiter- oder eigentlich Pferdestudien hervorgegangen, die zunächst nur auf ein genaues Erfassen der tierischen Anatomie gerichtet waren.

Später erst, als persönliche Erfahrungen, u. A. der Tod der Mutter, den zu grüblerischer Einsicht in sich selbst veranlagten Künstler auf das Gebiet der damals viel verbreiteten Todtenbilder und -Tänze lenkten, bekam der auf stolzem Thier einherrabende Ritter den gespenstischen Allbezwinger Tod und den an Phantasien der Apokalypse erinnernden Teufel zu Begleitern.

Und doch, trotz der düsteren Stimmung des Bildes und der pessimistischen Phantasie, die es erzeugte, dürfen wir nach der ganzen Art der kräftigen, lebenbejahenden Natur Dürers annehmen, daß dieser in der Figur seines eisengepanzerten Ritters nicht einen Todtgeweihten, sondern im Gegenteil einen sieghaften Helden vor uns hinstellen wollte.

Und so könnte man mit Zug und Recht unter das Bild die Verse setzen, die der große Schweizer Dichter Conrad Ferdinand Meyer in seinem „Gutten's letzte Tage“ diesem dem Dürerschen „Ritter, Tod und Teufel“ gegenüber sprechen läßt.

Von Tod und Teufel nämlich sagt sein Gutten dort:

Dem garst'gen Paar, davor den Männern graut,  
Hab immerdar ich fest ins Aug' geschaut.  
Mit diesen beiden harten Knappen reit'  
Ich auf des Lebens Strahen allezeit,  
Bis ich den einen zwing mit tapfrem Sinn  
Und von dem andern selbst beswungen bin.

**Aus dem Notizbuche eines Betrachtenden.**

von Scotus.

Es giebt auch jetzt noch Historiker, welche uns glauben machen wollen, daß die Geschichte der Menschheit eine ganz klare und durchsichtige Reihe von Begebenheiten sei, in der es keine Lücken gäbe und keine unerklärten Thatfachen. Aber es ist freilich eine billige Art, so in die Vergangenheit zu schauen; zu dieser Methode gehört wenig Scharfsinn und sie ermöglicht es vor Allem, mit vielendem Anstand über die gefährlichsten und wundesten Punkte in der Entwicklung der Menschheit hinwegzukommen. Wer aber die Tausende von Irrthümern auf allen Gebieten des Lebens betrachtet, unter denen jetzt noch der weitaus größte Theil der Menschheit zu leiden hat, der muß sich doch fragen: wie viel von all dem Glend und all der Noth auf Erden ist nicht gerade einer verfehlten Entwicklung in der Vergangenheit zuzuschreiben? Und verfolgt er nun diese Wege zurück, so muß er zu ganz anderen Schlüssen und Urtheilen über so manche einstige „Kulturthaten“ kommen und er verliert vielleicht einen großen Theil der Achtung vor Dingen, die ihm früher hoch und heilig erschienen. Die Aufgabe des Historikers sollte es sein, dies darzulegen. Aber die Wenigsten haben den Muth zu einer solchen ernsten Analyse.

Bis zur Gegenwart herab waren es immer die herrschenden Gesellschaftsklassen, die die Morallehre und moralische Geesgebung handhabten, und man kann heute genau verfolgen, wie sie diese handhabten. Es war nicht Moral für sich, sondern Moral für die Unterdrückten, die sie lehrten. Gerade Diejenigen, welche die Morallehre vorschrieben, erklärten sich selbst in erster Linie für frei von diesen Gesetzen. Man denke an die Inquisition, man denke an die Moral des Jesuitenthums. Die Moral war für Jene ein gutes Mittel, jeden Vortheil über die Unterdrückten zu erhalten, sie zu Boden zu drücken, ihnen Furcht und Ehrfurcht einzusößen. Mit Hilfe der Morallehre hielten sie die Handlungen der Menschen in Fesseln, mit Hilfe der Moral vermieden sie jede Anfechtung gegen ihre Gewalt. Wenn Generationen sprechen könnten — die Wahrheit sprechen: wenn die herrschenden Gesellschaftsklassen der Vergangenheit ihre wirtlichen, ungeschminkten Absichten verrathen könnten: wie viele Irrthümer von heute müßten mit einem Schläge fallen. Und auch den Nachkommen und Erben jener „Kulturhelden“ der Vergangenheit würden dabei die Augen aufgehen, und sie würden vielleicht begreifen lernen, daß all Das, worauf sie seit alter Zeit stolz sind, Thaten der Niedertracht und Lüge waren.

Das Barbarenthum, mit welchem die herrschenden Gesellschaftsklassen die soziale Zukunft in Verdacht bringen wollen, fällt auf sie selbst zurück. Wer hat einst barbarisch geherrscht auf Erden?

Damit aus der Geschichte eine ernste und vollkommene Wissenschaft werde, sind drei Dinge nöthig: Zuerst, daß nicht die menschliche Eitelkeit und Selbstvergötterung die Heldenthaten der Vorwelt besinge; zweitens, daß man ohne Erwartungen, mit kaltem, unbewegtem Auge nach rückwärts schaue; und endlich, daß man auch die Schande der Vergangenheit ohne Schönfärberei darzustellen verstehe.

Die herrschenden Gesellschaftsklassen haben es versucht, ihrer Würde und Machtvollkommenheit dadurch neuen Glanz zu verleihen, daß sie das Beherrschten und Bevormundeten der Völker als etwas Nothwendiges und zu allen Zeiten Unveränderliches darstellten. Es war die Rechtsmethode, mittelst der sie ihrer Herrschaft nicht nur das thatsächlich existirende, sondern auch das nothwendige, dauernde Recht zuschreiben wollten. Allein dies gelingt allenfalls zu einer Zeit, wo man noch an dauernde Faktoren in der Entwicklung des Menschenthums glaubte. Heute aber erkennt man als Dauerndes nur mehr den Wechsel der Geschichte an: gerade Das also, was gegen jede persönliche Herrschaft spricht. Wollte man das Dauernde aber in einem anderen Sinne, als dem des persönlichen Herrschens nehmen, so kommt man eben zu dem Schlusse: Dann ist ja gerade die Herrschaft am meisten berechtigt, welche der Sozialismus vorbereitet will — die Herrschaft Aller über Alle.

Ähnlich verhält es sich auch mit einer anderen Methode der herrschenden Gesellschaftsklassen, ihre Gewalt über die Menge des Volkes wieder zurückzuerobern: mit der Methode, neue Gesetze gegen das geistige und soziale Freiwerden der Menge zu schaffen, verschärfte Gesetze, welche theils abschrecken, theils eindämmen sollen und nicht zuletzt einen neuen Nimbus von Gewalt und Würde um die Häupter der Führer in diesem unedlen Wettstreit verbreiten. Aber in all diesen Gesetzen und Vorlagen, welche die Entwicklung des Volkes verhindern sollen, liegt eine gewaltige Macht für Diejenigen, gegen die sie gerichtet sind. Sie geben den Unterdrückten neue Antriebe, sie bringen den Unterdrückten neue Sympathien, sie sind die erste Waffe und der erste Anstoß zu jeder

geistigen und sozialen Befreiung. An ihnen sammelt sich die Begeisterung des Volkes, weil sie das Glend vermehren und die Aussichten verdüstern. Denn je unerbittlicher und grausamer eine Verfolgung ist, desto mehr und inniger schaaren sich die Verfolgten zusammen und desto eifriger sind alle Herzen und Köpfe thätig für das gemeinsame Ziel.

In dem Maße, wie der Unterdrückte und nach Verbesserung seiner Existenzbedingungen Strebende neue Kräfte gewinnt, fängt auch sein Glaube an die Macht seines Unterdrückers zu wanken an. Das, was er früher für Stärke an Jemem gehalten hat, sieht er nun als verkleidete Schwäche; Das, was er früher wie eine Nothwendigkeit genommen hat, erscheint ihm nun als ein aus der Vergangenheit ererbter Schaden. Mit dieser Erkenntnis der fremden Schwäche ist aber auch die Freude verbunden, die eigene geistige und sittliche Kraft an der Schwäche zu messen. Diese Freude des Wachstums und der Erkenntnis war zu allen Zeiten und ist noch der erste Anstoß zu jedem Kulturkampf.

Als bei den römischen Cäsaren die Mädigkeit und der Verfall der Herrschaft begann, übertrugen sie die eigene Macht auf Andere. Sie setzten ihr Vertrauen in die Gewalt ihrer Legionen. Es begann die Herrschaft der Prätorianer, die Herrschaft des Militarismus, die noch zu allen Zeiten das erste und bedeutendste Symbol des inneren Verfalles war. Die Cäsaren aber begnügten sich damals mit dem Nimbus ihrer Stellung und mit dem Ausbeuten ihrer höheren Rechte. Die bewaffnete Macht dagegen sollte das lose, zerbröckelnde Staatsgefüge zusammenhalten.

Das unsinnige und unzeitgemäße Hervorbrechen der Kräfte ist ein Zeichen der blind wüthenden Naturgewalt; mit ihr aber wird kein Kulturereignis geschaffen. Alles, was man heute Kulturbesitz der Menschheit nennen kann, ist die Frucht einer bewußten und langsamen Wirksamkeit.

Drohungen einer Hölle im Jenseits muß man verachten, Anweisungen auf einen Himmel aber verachten. Denn dort spricht der Fanatiker, hier aber der Spekulant.

Das wichtigste Degenerationszeichen einer Klasse ist das Zurückgreifen zu alten, werthlos gewordenen Geistesgebieten: Religiosität, Romantik, atavistische Moral usw. Der kranke Geist hat das Verhältniß für den Werth seiner Waffen verloren und greift zu den unbrauchbarsten im Kampfe um seine Existenz, Waffen, die ihm aber gleichwohl die eigene scheinbare Veruhigung wiedergeben können. Eine untergehende Klasse sucht sich eben mit allen Mitteln gegen das Andringen neuer, stärkerer Klassen zu schützen. Aber gerade an der sinnlosen Wahl ihrer Schutzmittel erkennt man ihren Untergang.

**Schnitzel.**

Es giebt Verbrechen, die unschuldig, selbst rühmlich durch Glanz, Anzahl und Größe werden; daher kommt es, daß Diebstahl vor aller Augen Geschicklichkeit, und ungerechte Wegnahme von Ländern Eroberung heißt.

Die Fürsten wegen Tugenden loben, die sie nicht besitzen, heißt ihnen ungestrast Schmähungen sagen.

Ein großer Name, statt zu erheben, drückt den nieder, der ihn nicht aufrecht zu erhalten weiß.

Den Ruhm großer Männer muß man immer nach den Mitteln bemessen, wodurch sie ihn errangen.

De la Rochefoucauld.

Wer gesellschaftlich über den Anderen erhaben steht, so daß er vor jeder scharfen Antwort sicher ist, sollte niemals einen verlegenden Witz machen. La Bruyere.



**Einbanddecken**

(mit Inhaltsverzeichnis)

für

**Die Neue Welt**

liefert zum Preise von M. 1.—

**Buchhandlung „Vorwärts“**

Berlin SW.

Brühl-Strasse Nr. 2.



**Nachdruck des Inhalts verboten!**

Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen wolle man an Edgar Steiger, Leipzig, Eisenstraße 90, richten.